



PHILOGOLOGIE UND PHILOSOPHIE
OLIVER PRIMAVESI

Geboren 1961 in Offenbach am Main; Studium der Musik in Frankfurt a. M. und des Griechischen und Lateinischen in Heidelberg und Oxford; Staatsexamen in Heidelberg 1988; Promotion 1994 in Frankfurt a. M., dort 1994–97 Wissenschaftlicher Assistent, 1997 Habilitation, 1997–2000 Hochschuldozent; 2000 Berufung an die Ludwig-Maximilians-Universität München auf den Lehrstuhl für Griechische Philologie I, seit 2001 zweiter Vorsitzender der Gesellschaft für Antike Philosophie (GANPH). Bücher: *Die Aristotelische Topik* (1996); *L'Empédocle de Strasbourg* (mit A. Martin, 1999). – Adresse: Abteilung für Griechische und Lateinische Philologie, Ludwig-Maximilians-Universität München, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München.

Kurz vor meiner Ankunft am Wissenschaftskolleg hatte ich *nolens volens* meine Arbeitspläne ändern müssen: Mein Kommentar zu den Fragmenten der Aristotelischen Schrift „Über die Lehrmeinung der Pythagoreer“, der ursprünglich als Beitrag zu einem größeren Sammelband konzipiert war, hatte sich unrettbar zu einem eigenen Buch ausgewachsen und bedurfte als solches nicht nur der Überarbeitung, sondern vor allem einer Einleitung.

Bei dieser Arbeit habe ich von den einmaligen Möglichkeiten, die Berlin dem Aristoteliker und das Kolleg seinen Fellows bietet, in besonderem Maße profitiert. Zum einen hat Christoph Rapp, der an der Humboldt-Universität die antike Philosophie vertritt, mir die Möglichkeit gegeben, große Teile meines Aristoteles-Kommentars während des Winters in seinem allwöchentlichen Kolloquium zur Diskussion zu stellen. Zudem konnte ich für die zweite Novemberwoche einen der besten Kenner der Überlieferungsgeschichte der antiken Philosophie ans Kolleg einladen, Jaap Mansfeld aus Utrecht, um mit ihm mein Ma-

nuskript durchzusprechen. Unter den unmittelbaren Resultaten war die Entdeckung eines bisher übersehenen Zitates aus besagter Aristoteles-Schrift: Dieses war in einem kaiserzeitlichen Repertorium philosophischer Lehren („Aëtios“) verborgen, dem Mansfeld eine jahrzehntelange Forschungsarbeit gewidmet hat.

Eine unserer Diskussionen führte auch auf die Revision eines berühmten Kapitels der Bibliotheksgeschichte, was als Hommage an Gesine Bottomley und ihre Mitarbeiterinnen kurz skizziert sei: In den uns überlieferten Werken des Aristoteles sind deren Einzel-„Bücher“ (d. h. ursprünglich: Buchrollen) nicht mit Zahlen (1, 2, 3, ...), sondern mit *Ordnungsbuchstaben* (A, B, C, ...) markiert. Dies ist ein altertümliches, spätestens seit dem Jahre 200 v. Chr. nicht mehr gebräuchliches Verfahren. Im Gegensatz dazu war in denjenigen (heute größtenteils verlorenen) Aristoteles-Schriften, die in hellenistischen *Bibliothekskatalogen* verzeichnet sind, konsequent die „moderne“ Markierung mit Zahlen durchgeführt. Dieser Kontrast ist offenbar so zu erklären, dass die in unserem *Corpus Aristotelicum* enthaltenen Werke – anders als die verlorenen Aristoteles-Schriften – im Hellenismus nie von professionellen Bibliothekaren (wie denen in Alexandria, Pergamon oder Grunewald) erfasst und geordnet worden sind; deshalb haben sie die altertümliche Buchstaben-Markierung bewahrt. Unerwarteter Beistand also für die alte, seit Dom Jean Liron (1717) von vielen als Ammenmärchen gewertete Nachricht, derzufolge die wichtigsten Aristoteles-Schriften während des Hellenismus in einem Keller der kleinasiatischen Stadt *Skēpsis* (!) versteckt und deshalb gar nicht zugänglich waren – was wiederum, wenn es denn zuträfe, für die hellenistische Philosophiegeschichte von erheblicher Bedeutung sein würde.

Eine weitere Arbeitsgemeinschaft bestand mit meinem Münchner archäologischen Kollegen Luca Giuliani, der im Wintersemester Gast des Rektors war. Wir bemühten uns um die *Eikōnes* („Bilder“) des kaiserzeitlich-griechischen Meister-Prosaikers Philostrat – Texte, in denen der Ich-Erzähler einen Knaben in die Kunst der intelligenten Bilderklärung einführt. Diese Kunst zielt auf die sprachliche Explikation dessen, was im sichtbaren Bild impliziert oder angedeutet ist (bzw. sein könnte), und gibt somit Gelegenheit, nicht nur enzyklopädisches Wissen, sondern auch narrative Imagination zu bewähren. Dass es für die literarische Demonstration dieser Bilderklärungs-Kunst nicht wichtig ist, ob die besprochenen Bilder tatsächlich existiert haben oder nicht – darüber meinte ich mich mit Giuliani schon in einem gemeinsam abgehaltenen Münchner Hauptseminar verständigt zu haben. Doch in unseren Grunewalder Diskussionen stellte sich etwa zur Adventszeit glücklich heraus, dass ich ihn damals weitgehend missverstanden hatte: Zwar teilte er mit mir die Ablehnung der positiven Behauptung, dass die Bilder existiert haben müssen.

Doch darüber hinaus war er davon überzeugt, dass gerade die *Unmöglichkeit* der Existenz dieser Bilder eine zentrale Pointe des Textes sei: Indem der Text mit müheloser Virtuosität angebliche Bildinhalte beschreibt, die dem Medium Bild in Wahrheit unerreichbar sind, beweist das Medium Text (so Giulianis agonale These) seine Überlegenheit. Die Entscheidung der Kontroverse konnte, wenn überhaupt, nur der griechische Original-Wortlaut derjenigen Stellen bringen, an denen Giuliani sich sicher zu sein glaubte, dass das nicht Malbare hier auch eindeutig *als* nicht malbar gekennzeichnet sei. Eben deshalb war die Kontroverse segensreich: Wir waren gezwungen, mit einer neuen und gegenüber dem, was gedruckt vorliegt, präziseren Übersetzung zu beginnen: ein ebenso zeitaufwendiges wie erhellendes Vorgehen, bei dem wir die Subtilität des Textes überhaupt erst wirklich kennen und zu würdigen lernten. Ein besonderer Gewinn war es, dass wir einige Proben unserer Übersetzungsarbeit mit unserem Freund Glenn W. Most diskutieren konnten, der aus Pisa für einige Tage nach Berlin kam.

Seit der Jahreswende galt meine Hauptarbeit dem vorsokratischen Philosophen Empedokles (ca. 485–425 v. Chr.), dessen nur in – allerdings zahlreichen – Fragmenten erhaltenes Werk mich in Atem hält, seit ich an der Erstausgabe umfangreicher Papyrusbruchstücke aus einer antiken Abschrift des Empedokleischen Naturgedichts (*Physiká*) mitwirkte (erschieden 1999), die schon 1905 in die K. Landes- und Universitätsbibliothek Straßburg i. E. gelangt waren, aber erst 1992 identifiziert wurden. Meine verschiedenen Anläufe, diesen in der vorsokratischen Philosophie bisher einmaligen Neufund nun auch in unser Gesamtbild des Empedokleischen Denkens zu integrieren, waren bisher immer wieder in glücklicher Weise durchkreuzt worden, nämlich – durch weitere Neufunde. Ein bedeutendes Empedokles-Zitat, das sich auf einer durch den Vesuvausbruch des Jahres 79 n. Chr. verkohlten epikureischen Papyrusrolle aus Herculaneum befindet, konnte lesbar gemacht werden, indem eine multispektrale Aufnahme des Papyrus im Rechner so bearbeitet wurde, dass sich der verkohlte Hintergrund aufhellte, die Tinte jedoch bestimmungsgemäß schwarz blieb. Ein weiteres Zitat, dem wegen seiner singulären Titel- und Buchzahlangabe („bei Empedokles im zweiten Buch der *Reinigungen*“) geradezu eine Schlüsselfunktion zukommt, befindet sich in der ausradierten und mit neuem Text überschriebenen Unter-Schrift einer Wiener Palimpsest-Handschrift. Die verloschene Unter-Schrift konnte jüngst im Rahmen eines europäischen Projekts zur photographischen Wiedergewinnung griechischer Palimpsest-Texte („Rinascimento virtuale“) digital zum Vorschein gebracht werden; die gemeinsam mit meinem Hamburger Kollegen Klaus Alpers erarbeitete Edition des vollständigen Empedokles-Abschnitts war meine erste Veröffent-

lichung während des Kolleg-Jahres. Schließlich waren 2001 aus den erklärenden Randbemerkungen („Scholien“) einer Florentiner Aristoteles-Handschrift präzise Angaben zum Zeitplan des von Empedokles angenommenen kosmischen Zyklus veröffentlicht worden, die ich vor meiner Übersiedelung ans Wissenschaftskolleg in Florenz am Original überprüft hatte und die ich dann in einer korrigierten und kommentierten Neu-Edition herausgeben konnte. Der Vorstellung der Neufunde und der mit ihnen verbundenen exegetischen Probleme war auch mein Dienstagskolloquium gewidmet. Die Diskussionsteilnehmer brachten mich dazu, unter Absehung von allem philologisch-detektivischen Detail einmal zu sagen, worin ich gegebenenfalls die inhaltliche Funktion der von Empedokles ausgeprägten (und später von Lukrez übernommenen) Form des philosophischen Lehrgedichts sehe. Die Eigentümlichkeit dieser Form liegt darin, dass in ihr die drei später von M. Terentius Varro begrifflich unterschiedenen Ebenen antiker Theologie – 1) die physikalische, 2) die mythische, 3) die politisch-kultische – zwar unterschieden sind, aber in ein und demselben Text zueinander in Beziehung gesetzt werden:

1) Die Theorie des ewig wiederkehrenden kosmischen Zyklus: In der einen Hälfte des Zyklus werden die Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde durch die zunehmende Macht der Liebe stets mehr vereinigt, bis sie sich zu einem kugelförmigen Einheitsgott zusammengeschlossen haben, dem *Sphairos*. In der anderen Hälfte des Zyklus wird der *Sphairos* durch die Macht des Streites wieder zerstört, und die vier Elemente trennen sich stets mehr voneinander, bis sie vier chemisch reine, konzentrisch umeinander kreisende göttliche Elementarmassen bilden, die *Rhizomata*. Das organische Leben in unserem Sinn ist nur ein belangloses Übergangsphänomen, eine Serie ephemerer Kompromisse zwischen Streit und Liebe auf dem konfliktreichen Weg von einem göttlichen Zustand zum andern: von der reinen Trennung der *Rhizomata* zur vollendeten Vermischung des *Sphairos* und umgekehrt.

2) Der Zyklus des Daimon: Die Deutung der menschlichen Situation im Mythos des schuldig gewordenen, aus dem Olymp getriebenen, durch allerlei Inkarnationen gejagten, auf Reinigung und Heimkehr hoffenden Gottes.

3) Die Reformation des Kultus: Die eindringliche Mahnung, vom Töten lebender Wesen abzulassen und insbesondere die für den Polis-Kult zentralen Schlachtopfer unverzüglich einzustellen.

Die wichtigste Beziehung zwischen diesen drei theologischen Ebenen ist die zwischen 1) Physik und 2) Mythos: Sie sind durch ihre gemeinsame zyklische Struktur offensichtlich aufeinander bezogen, ohne doch miteinander gleichgesetzt oder aufeinander reduziert

werden zu können. Sie verhalten sich zueinander wie eine Weltbeschreibung mittels objektiver physikalischer Gesetze und Regularitäten einerseits zu einer Weltbeschreibung aus der gleichsam existenzialistischen Innenperspektive des Menschen, dem sein Leben ein selbstverschuldetes (!) gottfernes Exil ist, andererseits. Auf der physikalischen Ebene kann zwischen vollkommener Vermischung und reiner Trennung keine Werthierarchie aufgestellt werden – der *Sphairos* ist genauso vollkommen und in diesem Sinne genauso göttlich wie seine Antipoden, die vier reinen Massen (*rhizomata*). Auf der mythologisch-existenzialistischen Ebene hingegen scheint der Zyklus gleichsam genordet: Als verlorene Heimat, als Ziel der Sehnsucht erscheint die – dem *Sphairos* korrespondierende – Gemeinschaft der seligen Götter im Olymp, wohingegen der Herrschaft der vier reinen Elementargötter, während deren Lebenszeit überhaupt kein organisches Leben möglich ist, auf der mythischen Ebene die äußerste Verschärfung des Exils, das maximale Leid, korrespondiert.

Die hier vorliegende Weise der Koexistenz und Interaktion verschiedener Ebenen theologischer Rede (Physik-Mythos-Kult) scheint mir die antike Alternative zu der während meines Jahres am Wissenschaftskolleg von einer Arbeitsgruppe zum Thema „Säkularisierung?“ diskutierten vermeintlichen oder doch vermeintlich irreversiblen Ausgrenzung religiöser Phänomene zu sein.

Dieser Bezug ergab sich, wie alles, was ich in diesem Jahr gelernt habe, ungeplant und überraschend. Ganz allgemein scheint mir der Nutzen (theologisch gesprochen: der Segen) der Institution Wissenschaftskolleg mit geradezu erschütternder Eindeutigkeit in den *bottom-up*-Prozessen zu liegen, die es in einmaliger Weise zulässt und ermöglicht: Dafür bin ich persönlich zutiefst dankbar, und ich wünsche dem Kolleg zum Abschied, dass es sich so weit wie möglich frei halten möge von *top-down*-Programmen, die um der Wissenschafts-Fiktionen einer wissenschaftsfernen Bürokratie willen allenthalben mit viel Getöse und wenig dauerhaftem Ertrag ins Werk gesetzt werden.